

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 123. Bromberg, den 29. Mai 1930.

Der eine, der entkam.

Geschichte einer abenteuerlichen Flucht.

Von **Johannes Bergmann**, Hellerau.

(14. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Punkt 3 Uhr stand der Zug fahrbereit. Da schleppten die Franzmänner einen zweiten Güterzug heran, der auch noch vollgeladen werden sollte — trotz des Versprechens.

Die Engländer schüttelten die Köpfe, und da wir den Dienst verweigerten, ging es lagerwärts. Dort mußten wir kehrtmachen; den der Befehl zur Weiterarbeit wurde vom Lagerkommandanten gegeben.

Wir weigerten uns und verwiesen auf das Ehrenwort des Franzosen.

Aber das half nichts. Die englischen Offiziere waren angehalten, Gewalt anzuwenden, und als wir uns immer wieder hartnäckig weigerten, den Befehl auszuführen, führte man die 400 Mann auf einen Kai, stellte dahinter ein paar Kompanien Soldaten und bereitete den Massenmord vor.

„Wollen Sie arbeiten", fragte der Oberst und der Dolmetsch übersetzte es uns.

„Nein!" erscholl es wie aus einem Munde.

„Wir müssen von der Waffe Gebrauch machen, wenn Sie den Befehl nicht ausführen!"

„Wir arbeiten nicht!" kam es zurück, und eine Flut von Anklagen quoll aus der Menge: „Wortbrüchiger Verbrecher! Kanaille! Das ist gemeinste Erpressung!"

„Fertig!" kommandierte ein Hauptmann.

„Das nächste Kommando ist: F e u e r", sagte der Dolmetschoffizier.

Niemand rührte sich.

Der Oberst, der für 400 deutsche Kriegsgefangene verantwortlich war, die ja doch nichts weiter verbrochen hatten, als daß sie einen französischen Ehrenmann ernst nahmen, zögerte noch immer, den letzten Befehl zu geben.

Er ließ durch den Dolmetscher sagen, daß diejenigen heraustreten sollten, die keine Lust hätten, totgeschossen zu werden.

Ein Schwächling versuchte, sich aus dem Verbande zu lösen. Die anderen hielten ihn zurück.

Da sah der Oberst eine Möglichkeit zu sortieren:

„Wer n i c h t arbeiten will, soll links heraustreten."

Einer, zehn, hundert — alle traten heraus.

Die Engländer standen noch im Anschlag. Sie mußten abtreten. Eine andere Abteilung übernahm den Arbeitsdienst.

*

Die Hölle von Le Havre hat manchen armen Teufel verschlungen. Einige verübten Selbstmord, andere verunglückten im Hafen, wieder andere wurden krank und elend.

In den englischen Zeitungen, die wir erhielten, lasen wir oft große Abhandlungen über einen Gefangenenaustausch. Es wurden nämlich solche in die Heimat zurückgeschickt, die für militärische Dienste nicht mehr in Frage kamen.

Ein gewisser Dr. Groß machte mich darauf aufmerksam.

„Wie wäre es", meinte er, „wenn wir eines Tages verrückt würden? Das ist doch eine Möglichkeit, nach Deutschland zu gelangen."

Dr. Groß arbeitete im Hafen unter einem Kran. Ein paar Tage nach unserer Unterredung ließ er sich die Krankette auf den Kopf fallen. Bewußtlos, mit weißem Schaum auf den Lippen — er hatte vorher irgendetwas in den Mund genommen —, blieb er am Boden liegen. Man brachte ihn ins Krankenhaus, ernährte ihn künstlich, als er wieder zu Bewußtsein gekommen war, aber weder sprechen noch essen wollte. Nach zwei Monaten schickte er mir eine Kiste Zigarren aus Deutschland.

Im Doppelboden der Kiste befand sich ein ausführliches Rezept, wie man verrückt werden kann, und eine Schilderung des Weges, den er gegangen war.

29. „Übergeschnappt".

Am Abend nach dem Empfang der deutschen Zigarren machte ich mein Testament, indem ich einem braven Jungen, auf den man sich unbedingt verlassen konnte, all die Kleinigkeiten aushändigte, die mir ans Herz gewachsen waren. Auch sollte er nach dem Ereignis einen von mir aufgesetzten Brief, der die Harmlosigkeit der „Erkrankung" erkennen ließ, an meine Eltern schreiben.

In den frühen Morgenstunden, noch ehe geweckt wurde, begann ich, meine Schlafdecken in schmale Streifen zu zerschneiden. Meine Nachbarn merkten bald, daß bei mir „etwas nicht stimmte" und benachrichtigten den deutschen Sanitätsunteroffizier, der wiederum die Engländer verständigte. Mit Gewalt brachten mich vier starke Leute nach dem L a g e r g e f ä n g n i s; „denn", meinten ein paar Vorwitzige, „das ist ja nur ein Simulant, der nach Deutschland ausgetauscht werden will."

Das Essen, das mir gebracht wurde, verschmähte ich, obwohl ich Hunger hatte wie ein Wolf. In den Nächten hielt ich große Ansprachen, zitierte lateinische Hexameter, die mir von der Schule her geläufig waren, warf englische, französische, spanische, italienische Brocken dazwischen, und wenn der Arzt mich unter die Lupe nahm, sah ich ihn an mit Augen, die ins Unendliche gerichtet waren.

So ging das drei Tage und drei Nächte lang. Die Posten vor dem Gefängnis suchten mich zu beruhigen, indem sie mir freundliche Worte durch die Tür zuflüsterten; aber ich tobte weiter.

Schließlich wurde dem Arzt Angst, daß ich verhungern könnte, und er ließ mich im Krankenwagen nach einer Lazarettbaracke bringen. Eine Gummizelle, die sehr gemütlich war, nahm mich auf. Ein letzter Versuch wurde unternommen, mich zum Essen zu bringen, und ich verschlang vier Schüsseln voll Hafergrütze.

„Der arme Kerl ist eben verrückt", sagten die englischen Sanitäter. „Wenn er noch mehr ißt, dann platzt ihm der Magen."

Der Lagerarzt tauchte noch einmal in der Baracke auf und meinte:

„Es ist schade um den Bengel. Er scheint eine gute Bildung genossen zu haben; denn er ist in allen Sprachen zu Hause."

Über diese Äußerung freute ich mich: denn sie verriet mir, daß mich niemand mehr für einen Simulanten hielt.

Eines schönen Tages wurde ich marschbereit angezogen — meine eigenen Stiefel und Gamaschen waren „versehentlich" nicht mitgekommen — und auf ein stattliches Lazarettschiff geschleift. Dort steckte man mich wieder in eine Gummizelle, ausgezogen bis aufs Hemd, das ich meiner Umgebung aber noch zur Verfügung stellte, und hockte nun in dem kalten Raum, der ein Gitterfensterchen nach innen besaß. Eine Meute englischer Soldaten umlagerte diese Stelle, weil sie sehen wollten, was „das wilde Tier" darinnen andrehte. Es drehte aber gar nichts an. Es fror, war seekrank bis zum Sterben und simulierte weiter.

Sie suchten mich zu reizen, indem sie herausfordernde Reden führten; aber ich ging auf nichts ein. Einmal fragte ich sie, ob sie mit mir nach Buckingham Palace gehen wollten — das ist der Königspalast in London —, und sie freuten sich unbändig über die Mentalität des „Hunnen", dessen ganzer Sinn auf den Königspalast gerichtet war.

Das Schiff schaukelte wie eine Nußschale. Ich war in der kläglichsten Verfassung.

„Durchhalten! Nur durchhalten!" sagte ich mir immer wieder, wie damals auf der Flucht. „Der Mensch kann schon etwas vertragen."

*

Die Fahrt wurde am Ende doch überstanden. Ich betrat wieder einmal englischen Boden, hatte die Hölle von Le Havre hinter mir. Mich quälte aber die Vermutung, daß man bei dieser Gelegenheit doch „überschnappen" könnte, und versuchte in meinen ruhigen Augenblicken, im Geiste mathematische Formeln abzuleiten.

Man hatte mich in die Irrenabteilung eines der bedeutendsten Krankenhäuser Englands gebracht, ins Netley Hospital bei Southampton, und da ich nicht weiter als besonders tobsüchtig angesehen wurde, ließ man mich auf der Station, zusammen mit vielen anderen, auch deutschen Kranken.

Ein Deutscher trat an mich heran:

„Du bist doch auch ein Simulant", flüsterte er mir ins Ohr, aber ich reagierte nicht. Der Mann, der mich gefragt hatte, war, wie sich später herausstellte, ein Kranker gewesen, der sich jetzt auf dem Wege der Besserung befand. Um keinen Preis in der Welt hätte ich mein Geheimnis verraten, vielmehr suchte ich, von den anderen Kranken noch zu lernen.

Da war einer, der stand den ganzen langen Tag über am Kamin, in dem gewaltige Buchenklötze brannten, und sang ein Lied, das mir heute noch manchmal in den Ohren klingt: „Wach auf! Wach auf! Du Stadt London. Wacht auf in allen Gassen!" Dabei wippte er mit den Fersen den Takt und schien sehr lustig zu sein. Ich zerbrach mir den Kopf, ob das wohl auch einer von „meiner Sorte" sei, habe es aber niemals erfahren.

Viele englische Soldaten simulierten — sie nannten es „das Bein schwingen" —, um nicht mehr an die Front zu kommen. Es kursierte unter der Gesellschaft ein Witz, den ich mir mehrmals anhören konnte: Ein englischer Soldat stellte sich die Aufgabe, jedes Stückchen Papier, das er auf dem Erdboden liegen sah, aufzuheben und in die Tasche zu stecken. Er blieb konsequent, selbst wenn er in Reih und Glied stand. Daraufhin ließ man seinen Geisteszustand untersuchen; an dem Manne war aber nichts weiter auszusetzen, als daß er kein Papier liegen sehen konnte. Am Ende wurde er aus der Armee als untauglich entlassen und erhielt seinen Abgangsschein.

„Jetzt habe ich endlich das Stück Papier, das ich so lange gesucht habe", sagte er zu sich selbst und ging. Es waren unheimlich viele, die aus diesem Grunde „das Bein schwangen".

*

Nachts wurde ich in eine Zelle gesperrt, in der ein Bett aufgeschlagen war. Mir kam es in den Sinn, mich künstlich wachzuhalten, damit ja keine Zweifel über meine Rolle aufkamen, und ich redete immerzu. Ein Sanitätssergeant verabreichte mir daraufhin mit den Worten: „Whisky! Trinken Sie den Whisky!" eine große Dosis eines giftigen Schlafmittels, das mir 48 Stunden die Besinnung raubte. Seitdem hielt ich es für besser, nachts zu schlafen.

*

Zwei Tage nach meiner Einlieferung wurde ein Transport für Deutschland zurechtgemacht, alles Leute, die lange genug beobachtet worden waren. Der Arzt, der mich untersuchte, prüfte die Pupillen und den Patellarreflex unter der Kniescheibe, konnte aber nichts Ungewöhnliches entdecken. Bei der zweiten Untersuchung bemerkte er zu seinem Sanitätsfeldwebel:

„Der Mann ist verloren für diese Welt. Wir werden ihn mit auf die Liste setzen."

30. Schlechtes Regiment.

Ein prächtiger Park, viele Jahrhunderte alt, gehörte zu der Anstalt; aber er durfte nur von Patienten benutzt werden, die nicht so viel „Pflege" brauchten wie ich. Mußte man mich doch an- und ausziehen und beim Essen füttern! Die Kost war beinahe luxuriös: es regnete Puddings und Eierspeisen; aber ich erhielt sie nicht, weil man daraus eine Verschlechterung meines Zustandes befürchtete.

In einem kleinen, hoch ummauerten Hofe wurde meine Abteilung spazieren geführt. Große, muskulöse Kerle als Wärter beaufsichtigten uns. Sie hatten aber keine Ahnung von Krankenbehandlung, sondern benahmen sich wie Tierbändiger, denen die Geduld fehlt. Ihre eigenen Leute schlugen sie so lange, bis sie auf dem Boden liegen blieben, und dann wurden sie kurzerhand in ihre Zelle getragen. Der Chefarzt schien dieses Treiben zu billigen; denn einer Beschwerde wurde niemals recht nachgegangen.

Wenn sie sich völlig unbeobachtet wußten, kühlten sie ihr Mütchen bei der Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen. So nahm einer, als ich baden mußte, einen eisernen Steckschlüssel und bearbeitete damit meinen Unterleib, daß ich mich nicht mehr von der Stelle rühren konnte.

Ich dachte nur noch an das eine Ziel, durchzuhalten bis zum Austausch.

Ein andermal wurde „mein Pfleger" abgelöst und ein neuer eingewiesen.

Der alte nahm mich auf die Seite, um dem neuen zu zeigen, wie „Hunnen" behandelt werden, schlug mich mit seinen Fäusten in den Leib und schrie:

„Sieh her! Das ist das Beste für die Sorte!" Der andere hob mich auf und war sprachlos. Seitdem gehörte mir die Sympathie des neuen Pflegers.

Deutschen Offizieren, die von uns getrennt gehalten wurden, erging es noch schlechter als mir. Sie kamen selten lebend aus der Anstalt heraus, auch Simulanten nicht, und der Chefarzt hatte keine Bedenken, den Todesschein zu unterschreiben.

Den Beweis für dieses Treiben, das die Engländer im Lande nicht geduldet hätten, wenn die Einzelheiten bekannt geworden wären, gab mir ein Kammersergeant, der einem seiner Kollegen mitteilte, so daß ich es hören konnte:

„Der Hunnenoffizier — es handelte sich um einen Leutnant Scholz — sieht sein Land nicht wieder. Dafür wird gesorgt."

Ein paar Tage später hat man ihn beerdigt.

Lange würde ich dieses Leben nicht mehr aushalten können, gestand ich mir. Da kam ich auf den Gedanken, meine Rolle allmählich zu ändern, und zwar so, daß ich mir die Sympathie meiner Umwelt eroberte. Ich überlegte mir, auf welcher psychischen Grundlage die allgemeine Liebe zu Kindern beruhe, und nahm allmählich das Wesen eines liebenswürdigen, hilfebedürftigen Kindes an: sprach wie ein Kind, sang wie ein Kind, war fröhlich wie ein Kind.

„Das ist ein vollkommener Narr", sagten die Wärter, aber sie ließen mich nun in Ruhe.

*

Von den Engländern nahm sich keiner vor mir mit seinen Reden in acht, ein Beweis dafür, daß man mich — es waren schon zwei zähe Monate ins Land gegangen — für endgültig „verloren" hielt. Die Narrenkappe stand mir ganz ausgezeichnet. Große Diagnosen brauchten nicht mehr gestellt zu werden. Anfangs hatte man an eine beginnende Paralyse gedacht, dann riet man auf jugendliches Irresein, und schließlich wußte der Abteilungsarzt nichts weiter auf meine Krankentafel zu schreiben als die vielsagenden Worte: „geistig minderwertig".

(Fortsetzung folgt.)

Himmelfahrt.

Erdenschwere bleibt zurücke
Und zurück bleibt Haß und Zorn,
Jeder spürt den Teil am Glücke,
Alles Gute drängt nach vorn.

Jeder ist nun Wahrheitsfinder,
Um der großen Welt zu dienen,
Denn das Glück der Erdenkinder
Ist der Himmel über ihnen.

Hans Hartig.

Himmelfahrt.

Ein Erlebnis von **Fritz Kaiser.**

Immer wieder, wenn der Frühling kommt, steigt ein Bild in meiner Erinnerung empor, das anmuten mag wie ein wehmutsschönes Märchen, wie das lächelnde Gebilde eines glücklichen Traumes. Ein Bild, das ich aber dem Leben verdanke, demselben Leben, das oft so maßlos nüchtern erscheint und eben doch auch so reich an Wundern ist.

Es war an einem Frühlingsmorgen. Die ganze Welt war voll Sonne, und die Bäume blühten zur Seite der Landstraße, die wie ein duftiges Band durch die grünen Hügelwiesen lief. Gleich dem sorglosen Wanderbursch trällerte ich ein fröhliches Lied vor mich hin, und ließ meine Gedanken ins Blaue hineinfliegen. Mit den jubelnden Lerchen um die Wette. Niemand teilte mit mir die köstliche Stunde. Erst als ich die Höhe des Hügels überschritten, bemerkte ich unten im Tal einen seltsamen Zug, der mir entgegenkam. Bald sah ich, daß es ein Trauerzug war.

Hinter dem schwarz verhängten Wagen schritten, in Begleitung von ein paar jüngeren Mädchen, Kinder in langer Reihe, die in ihrem glücklichen, frühen Alter nicht die Disharmonie der Stunde ahnten. Wie ihre bunten Kittelchen, so war auch der Ausdruck ihrer Gesichtchen ein Abglanz der Frühlingslandschaft. Um ihre Stirnchen blühten Kränzchen von Himmelsschlüsseln und zarten Anemonen, in deren feine Demut sich der tränenfeuchte Blick der größeren Mädchen still vergrub. Manchmal schauten ein Paar fragende Kinderaugen mit frommer Scheu zu den Helferinnen auf, verharrten wohl auch für ein paar Momente in leiser Erschrockenheit auf den klagenden Zügen, kehrten dann aber wieder zu den frohen Farben der Frühlingswiesen zurück. Hier war ihr Verständnis, die Teilnahme ihrer kleinen Herzen. Für alles Düstere und Schwere war ihre junge Kinderbrust noch viel zu eng und heilig. Auch die Fragen, die sich da und dort schüchtern von den Lippen lösten, waren voll glücklichen Unverstandes und trugen nicht selten ein Lächeln in die ehrliche Trauer der Hüterinnen.

Auf meine leise Frage sagte mir eine, daß die Verstorbene ihre Kindergärtnerin sei, der sie ein Stück des Weges das Ehrengeleit gäben, da sie im nächsten Dorfe, ihrem Heimatsort, beigesetzt würde.

Tief ergriffen von dem Bilde, schloß ich mich dem Zuge an, der die steile Straße hinaufzog, die auf ihrer Höhe abgeschlossen wurde von dem tiefblauen Horizont.

„Wir bringen unsere Tante in den Himmel", erklärte mir ein kleiner Bursche, der am Ende schritt. Man hatte wirklich das Empfinden, als führe die Straße geradeswegs in den Himmel hinein.

„Sie will wohl die Englein dort hüten, die Tante?" gab ich dem kleinen Buben als Antwort zurück.

Er nickte begeistert und die Augen seiner kleinen Begleiterin leuchteten hell auf, wie ein paar Kerzen. Auf beiden Gesichtchen stand ein verklärtes Leuchten.

Ich faßte die beiden an der Hand und schritt nun zwischen ihnen. Wie köstlich waren doch die frühen Seelchen mit ihrem unbewußten Engeltum!

Ein schöneres Geleit konnte niemand haben als die tote Kinderhüterin. Die Herzchen, die sie sorgsam geführt, wandelten hinter ihr mit ihrem Reichtum von Reinheit und Göttlichkeit. Das Düstere des Todes war hier genommen. Das Lichtvolle eines vorausgeschickten Himmelsglanzes war um ihn, wie der Frühlingstag mit seinem Leuchten und Blühen und Singen.

Es war, als ginge das Lächeln der Toten hinter ihr. Jetzt auf einmal begriff auch ich, daß die Stunde voll süßer Harmonie war.

Auf halbem Wege zur Höhe blieben die Kinder zurück. Ihre Füßchen waren zu jung für den weiten Weg. Aber ihre Blicke folgten dem Wagen, bis er auf der Höhe in der Bläue des Himmels verschwand.

Die Kinderherzchen läuteten in diesem Augenblick wie feierliche Glocken, und die jungen Mündchen hallten nach in der schönen Überzeugung, da oben sei die Pforte zum lieben Gott.

Ich schritt zurück mit der jungen Schar und war im tiefsten Herzen erfüllt von dem Wunsche, ein gleiches Geleit zu haben, wenn meine Stunde kommt.

Himmelfahrt im Volksglauben.

Plauderei von **Walter Petri.**

Himmelfahrt ist zu einem recht nebensächlichen Feiertag geworden. Es haben sich auch nur sehr wenige der alten Bräuche in unsere Zeit hinübergerettet. So steigen abergläubische Gemüter am Himmelsfahrtstage wohl auf die Berge oder in den Wald, um Kräuter zu pflücken, die an diesem Tage besonders heilkräftig sein sollen. Die ländlichen Bewohner Thüringens suchen Himmelfahrt die sogenannte Glücksblume, während im Harze einzelne Pflanzen gesammelt werden, die angeblich gegen Krankheit des Viehs helfen. In Schwaben suchen die Dorfbewohner, besonders die Mädchen, Blumen und winden Kränze daraus; jedes Mädchen bindet wenigstens zwei, der eine kommt in die Wohnstube und der andere kommt in den Stall. Nach dem Volksglauben bleiben Häuser, in denen solche Kränze hängen, während des Sommers vom Blitz verschont. In anderen Orten wieder werden die Häuser mit jungem Grün und Blumen geschmückt.

In Deutschland war früher allgemein der Glaube verbreitet, daß die Sonne am Himmelfahrtstage beim Aufgang drei Freudensprünge mache. Auf diesen alten Glauben ist die ländliche Gewohnheit zurückzuführen, den Sonnenaufgang am Himmelsfahrtstage zu beobachten.

Hier und dort werden zu Himmelfahrt Umzüge veranstaltet, um den Wettersegen herabzuflehen. Auch besteht der Brauch, das Haus und sämtliche Wirtschaftsgebäude am Tage vor Himmelfahrt gründlich zu reinigen, damit die Himmelfahrt des großen Nazareners auch in äußerlicher Reinheit begangen werden kann. Manche Hausfrauen scheuen sich, am Himmelfahrtstage zu nähen, zu stricken oder zu waschen, weil das Unglück für das Haus und die Bewohner bringen würde. Das sind noch so einige Überbleibsel aus einer Zeit, in der der Aberglaube das mangelnde Wissen ersetzen mußte.

Der Prophet des Untergangs des Abendlandes.

Zu Otto Spenglers 50. Geburtstage am 29. Mai 1930.

Von **Paul Wittko-Hamburg.**

Ein Franzose, Vermeil mit Namen, glaubte in Spengler, als ihm beim Lesen von dessen Werke „Der Untergang des Abendlandes" eine Gänsehaut nach der anderen über den Rücken lief, einen „kindischen und brutalen Alldeutschen" zu sehen, dessen „faustische Seele die deutsche Seele und nicht die der westlichen Völker" sei. Der Mann hat mit seiner Bemerkung über die faustische Seele nicht unrecht. Der gewiß nicht alldeutsche, doch bewußt deutsche Denker Spengler, dieser Sohn des Herzens Deutschlands, des Harzes, des schönsten deutschen Mittelgebirges, ist geradezu hellseherisch eingedrungen in das innerste Wesen Frankreichs. Nicht zum wenigsten, weil er in seinem Werke die französische Seele bloß legte, kam es, daß dieses trotz der Schwierigkeit seines Stoffes, trotz der mit herrischer Geste vorgetragenen düsteren Weltbetrachtung in die Hände Tausender von Deutschen gelangte. Indes der Hauptgrund seiner weiten Verbreitung ist eine Gestaltungsart, die wahrhaft tonkünstlerisch ist (im ursprünglichen Sinne dieses Wortes), eine Fähigkeit zu zergliedern und neu zusammenzufassen, eine **bewunderungswürdige Begabung, rein Begriffliches in bildhafte Gleichnisse zu formen.**

Spengler kündet eine Kulturenlehre, eine neuartige, umfassend vereinheitlichte Geschichtsbetrachtung, die ebenso heftig angegriffen wie begeistert begrüßt wurde. Er ist nicht eigentlich Fachhistoriker, sondern Mathematiker und Philosoph. Aber er erklärt die Geschichte für diejenige Wissenschaft, durch welche die menschliche Einbildungskraft die Vorgänge der Welt in bezug auf das eigene Leben zu begreifen sucht. Wenn aber, so folgert er, die Geschichte die innere Verwandtschaft zeitlich entfernter Folgen von Geschehnissen mit mathematischer Genauigkeit aufzuzeigen vermag, dann erlangt die Menschheit die „Möglichkeit der Weltbildung", indem sie die kommenden Ereignisse im Hinblick auf das frühere Vorbild zu beeinflussen vermag, sowohl im positiven als auch im negativen Sinne.

Unsere großen Geschichtsschreiber haben nun freilich schon immer Ähnlichkeiten der Szenen auf der Weltbühne aufgedeckt, doch sind sie nie im streng mathematischen Sinne vorgegangen angesichts der schon von Nietzsche verkündeten „ewigen Wiederkunft aller Dinge".

Unsere trübe Gegenwart sollte allerdings — diese Anregung gibt Spengler unter vielem anderen — Anlaß sein zu mathematisch genauester Durchforschung ähnlicher Zeiten des Niederganges zum Zwecke der daraus zu erlernenden Beeinflussung unserer nächsten Zukunft.

Wir stehen heute in einer fast chaotischen Umwandlung unserer Wirtschaft und Kultur. Bevor sich aus diesem Chaos neue Gestalt löst, wäre es gewiß höchst angebracht, die wichtigsten Lehren der politischen und der Kulturgeschichte im Sinne Spenglers zutage zu fördern.

Um die mannigfaltigen kulturellen Erscheinungen einheitlich zusammenzufassen, empfiehlt Spengler einerseits auf dem Wege des eingebungshaften Anschauungsvermögens die Auffassung ihrer Gesamthaltung als Ausdrucksform ein und desselben Seelentums; andererseits ihre (morphologisch) formvergleichende Betrachtung und Erhellung des individuellen Lebens der Einzelkulturen, des gleichmäßigen Schicksals aller Kulturen.

Aus der (übrigens schon von Hegel vertretenen) Auffassung der Weltgeschichte als einer biologischen Entwicklung, die zu einem natürlich-notwendigen Abschluß führt, ergibt sich die Folgerung, daß die Erzeugnisse der verschiedensten Kulturgebiete, wenn sie auch noch so unabhängig erscheinen, doch gestaltlich miteinander zusammenhängen.

Spenglers Geschichtsphilosophie bedeutet einen außerordentlichen Fortschritt über die (materialistische) geschichtliche Nützlichkeitslehre von Marx und den zwangsläufigen Naturalismus Haeckels hinaus. Hierin bewährt sich der von Spengler anerkannte Einfluß Goethes und seines Sehertumes der „lebendigen Natur". Die naturalistischen Grundanschauungen teilt Spengler mit Nietzsche und gleichzeitig die Beurteilung unserer gegenwärtigen Kulturperiode als einer Zeit des Alterns, des Verfalls.

Wenn er, scheinbar verhängnisgläubig, schwarzseherische Folgerungen zieht, ohne z. B. der Leistungen der Entwicklungspsychologie zu gedenken, so dürfte er keineswegs, wie viele meinen, am Untergange des Abendlandes mitwirken; ganz im Gegenteil lehrt er ja gerade die Kunst der bewußten Weltbildungsmöglichkeit. Und gerade in der müden, dem Buddhismus scheinbar nahen Grundstimmung seines Werkes liegt die Anfeuerung zu kraftvollem Aufstand, zum Trotz gegen den Weltwillen, zum Kampf gegen das auflösende Element im werdenden und kommenden Geschlecht. Er nötigt die Werdenden zur Achtung vor den vergangenen Dingen, die nicht untergehen dürfen, wenn die Menschheit Europas nicht verdorren und verwelken will. Gerade sein Werk trägt, absichtsvoll, wesentlich bei zur Festigung im Glauben an eine stetige, nur von teilweisen Rückbildungen und Wandlungen unterbrochene Fortentwicklung des Kulturkreises, dem wir angehören. Pessimistisch klingende Äußerungen riefen noch immer Optimisten auf den Plan, Männer, die hoffnungsvoll vertrauend ans Erneuerungswerk herangehen, Männer, die nicht totzumachen sind in ihrem Glauben an die Menschheit, den Fortschritt.

Interessant ist des Vierundzwanzigjährigen Doktorarbeit unter dem Titel: „Der metaphysische Gedanke der Heraklitischen Philosophie". Aus ihr ersieht man, daß Heraklits „Alles fließt" bereits ein Vorspiel der Kulturenlehre Spenglers ist. Spengler fand die innere Verwandtschaft von Kultur und Natur, ein System des Relativismus, die Spuren der parallelen Kulturabläufe, an die er glaubt, bereits im Heraklit, dem „Philosophen des Schicksals"; und dieser Glaube Spenglers an eine gewisse Logik in der Geschichte ist ganz gewiß nicht pessimistisch.

Spengler, einst ein Hamburger Realgymnasial-Oberlehrer, lebt unverheiratet als Privatgelehrter in einem Miethause in München-Schwabing. Der Leipziger Bildhauer Rudolf Saudeck, der seine Büste schuf, hat ihn folgendermaßen geschildert:

„Ich sehe lange, schwarze Wimpern, hinter denen sich tiefliegende Augen verbergen. Ein endloser Turmschädel. Diese Wallensteinstirn verrät einen ganz auf das Positive gerichteten Geist, die vertikalen, scharfen Züge einen Kapitän der Technik, der rechtwinklig an Leib und Seele ist. Die Sperbernase springt aus der Stirn wie bei dem Bewegungsmenschen Moltke, dem Alten Fritz. Die lange Oberlippe zeigt starke Selbstbehauptung. Nur das Kinn ist kurz geraten. Er ist ein Anreger für Herrschernaturen, nicht Cäsar selbst."



Rätsel-Ecke



Viereck-Rätsel.

Heimatsdorf, Reiherfeder, Rueckenmark, Himmelszelt, Himmelfahrt, Bienenstock, Wittenberge, Hammelkeule, Schellfisch, Weizengarbe, Schuhmacher.

Diese elf Wörter sind in einem Viereck mit 11×11 Feldern untereinander zu stellen derart, daß von links oben nach rechts unten eins der genannten Wörter wiederholt wird.

*

Scherz-Rätsel.

günstigen Bedingungen

ung ung
ung ung
ung ung
ung ung

n

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 117.

Fenster-Rätsel:



*

Silben-Rätsel:

1. Karawane, 2. Lippenstift, 3. Efeu, 4. Irene, 5. Duell, 6. Edison, 7. Reinette, 8. Matrah, 9. Arrac.

= **Kleider machen Leute.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.